

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 10 (1934-1935)
Heft: 9

Artikel: Glossen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gl ADOLF GUGGENBUHL Glossen



Stephan George in Klosters

In einem Feuilleton, das kürzlich in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschien, wird ein Sommeraufenthalt des Dichters George in Graubünden beschrieben. Wir erfahren am Anfang, dass es dem Dichterfürsten gelang, ein abgelegenes Nest, Gadenstadt, aufzustöbern, «das ein einziges reinliches Gasthaus an der Landstrasse bot, fern von jedem internationalen Hotelbetrieb, sicher auch vor sozial gehobenem Publikum, das sich einen Schweizersommer kaufen kann. Es entzückte mich, (d. h. die Verfasserin) den Freund ritterlich und beschützend, ja praktisch werken zu sehen. Mit dem Volke sprach er, als sei er einer der ihren.»

Man denke sich! Ganz schlicht wie mit seinesgleichen hat Stephan George mit unserm Bündner Bauern gesprochen, als sei dieses einfache Volk aus dem gleichen Holz geschnitzen wie er.

Es kommt aber noch besser. «Ein andermal», fährt die Verfasserin fort, «machten wir alle zusammen einen Spaziergang mit meinen beiden Kindern. Als wir rasteten, nahm der Dichter seinen kleinen Namenträger auf die Knie. Das Kind hatte grosse Freude an seiner farbigen Krawatte, die es mit voller Bewunderung betrachtete. Streng und unerbittlich liess sich der Grosse vernehmen: „Untersteh Dich nit, mei Krawatte anzugreifen, wenn Du das noch e mal tust, kannst Du Dich was versehen!“ Ich kommandierte das Kind schnell von den Knien des Gestrengens zu mir, ohne ein weiteres

Wort hinzuzufügen und lenkte seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes.»

Womit wieder einmal bewiesen ist, dass ein bedeutender Mensch seine Grösse auch im Kleinsten offenbart.

Alles fliesst

Die Bundesbahnen und die Hotellerie sind unsere nationalen Sorgenkinder. Es gilt als Gemeinplatz, dass die Weltkrise an ihrer schwierigen Lage schuld sei. Das ist aber nur zum Teil wahr. Die Krise hat in vielen Fällen nur eine Krankheit zum Ausdruck gebracht, die schon lange mottete. Ein Teil unserer Hotels steht leer, weil die Bedürfnisse des reisenden Publikums geändert haben. Sie wären auch ohne Krise zugrunde gegangen und keine Stützungsaktion der Welt wird sie am Leben erhalten können. Auch Hotelpaläste veralten und auch Kurorte sind der Mode unterworfen. Die eine Generation bevorzugt zum Ferienaufenthalt windgeschützte Talmulden und die Nachbarschaft von Wasserfällen; einer andern ist erstes Bedürfnis eine umfassende Aussicht und einer dritten Badegelegenheit und Sonne.

Wir begreifen den wirtschaftlichen Einfluss solcher Veränderungen deshalb nicht, weil wir in unserm nationalökonomischen Denken immer noch in der wissenschaftlich überwundenen materialistischen Werttheorie des 19. Jahrhunderts gefangen sind. Wir glauben immer noch,

eine Ware besitze einen Wert an sich, resultierend aus Kapital und Arbeit. Dies ist nicht richtig. Es kommt nicht darauf an, wieviel etwas gekostet hat, sondern ausschliesslich darauf, wie gross die Nachfrage im gegenwärtigen Moment ist. Ein Hotel ohne Gäste, eine Fabrik ohne Aufträge sind wertlose Steinhaufen, und mögen sie mit noch so grossem Kostenaufwand hergestellt worden sein.

Da aber die Bedürfnisse und infolgedessen die Nachfrage ständig wechseln, ist es unerlässlich, von Anfang an starke Abschreibungen zu machen. Eine Fabrik wie ein Hotel sollten genau wie ein Lastwagen oder ein Eisschrank in verhältnismässig kurzer Zeit auf Null abgeschrieben werden. Jede andere Finanzpolitik ist illusionär. Das gilt auch für die Eisenbahnen. Es ist ein Unding, wenn amerikanische Eisenbahngesellschaften Obligationen ausgegeben haben, die erst im Jahre 2000 fällig sind. Als ob wir wüssten, ob dann noch eine einzige Eisenbahn existiert! Unsere Eisenbahnen rentieren deshalb nicht mehr, weil inzwischen das Automobil aufgekommen ist. Dadurch sind sie entwertet worden. Es bleibt uns deshalb nichts anderes übrig, als sie nachträglich abzuschreiben.

Das genau gleiche Problem wird sich einmal für die Strassenbahnen stellen. Auch die Strassenbahnen unserer Städte stehen viel zu hoch zu Buch, in Zürich z. B. mit über 60 Millionen Franken. Dabei ist es wahrscheinlich, dass in hundert Jahren der letzte Strassenbahnwagen seinen Platz im Verkehrsmuseum haben wird, wie jetzt die letzte Postkutsche. Kürzlich las man ja in den Zeitungen, dass in einer amerikanischen Stadt die letzte Strassenbahn mit grossen Zeremonien auf einen Alteisenfriedhof gefahren wurde. So wird es auch hier einmal gehen.

Alle Abschreibungen liessen sich viel leichter ertragen, wenn wir nicht in leichtfertiger Weise auf fiktive Werte hin grosse Schulden gemacht hätten. Es gibt in dieser Welt keine bleibenden Werte. Alles fliesst. Ist es nicht charakteristisch, dass gerade dasjenige Jahr-

hundert, das die Existenz der ewigen geistigen Werte leugnete, blindlings an die Werbeständigkeit der Güter dieser Welt glaubte, und sie deshalb überkapitalisierte?

Die Macht ist böse

Die Erinnerungen von Wolfgang Langhoff, «Die Moorsoldaten, 13 Monate Konzentrationslager», haben manchen Lesern schlaflose Nächte bereitet. Viele haben sich dann damit getröstet, dass «bei uns so etwas nicht möglich wäre» und der Meinung Ausdruck gegeben, dass die Lust zu sadistischen Quälereien offenbar, trotz allen gegenteiligen Behauptungen, eine typische Eigenschaft des Volkes der Dichter und Denker sei. Ich glaube, der Vorwurf ist unberechtigt. Alle Menschen ohne Ausnahme besitzen eine Neigung zur Grausamkeit. Man braucht nur Kinder zu beobachten, um sich davon zu überzeugen. Die Grausamkeit ist einer jener schlechten Triebe, die sich in der zivilisierten Gesellschaft nur deshalb nicht auswirken können, weil sie durch ein kompliziertes Kontrollsysteem in Schranken gehalten werden. Die Geschichte zeigt aber, dass überall, wo Menschen uneingeschränkte Macht über andere bekommen, gerade diese verdrängten sadistischen Triebe elementar hervorbrechen. Man muss nur an die Sklavenmisshandlungen in Amerika, an die Quälereien der Gefangenen in den französischen Strafkolonien, an den Terror in Russland denken, um sich klar zu werden, dass die Neigung zur Grausamkeit nicht an Landesgrenzen gebunden ist.

Was man dem nationalsozialistischen Deutschland zum Vorwurf machen muss, ist nicht die Tatsache, dass solche Quälereien überhaupt geschehen, sondern vielmehr, dass nichts geschieht, um sie zu verhindern. Das liegt aber zum Teil in der Überspitzung des Führerprinzips begründet, dessen Wesen gerade darin beruht, dass der einzelne unkontrollierbare Macht über seine Mitmenschen erhält.



Susel Bischoff

Federzeichnung

Der Aufbau des gegenwärtigen europäischen Gerichts- und Strafvollzugs-wesens, das die Macht der staatlichen Organe über die Angeklagten und die Gefangenen genau regelt und scharf überwacht, ist nicht irgendeiner doktrinären Idee zuliebe erfolgt, sondern eben aus der Erfahrung von Jahrhunderten, dass unkontrollierbare Macht immer zum Missbrauch führt. Wem die Würde des Menschen mehr als ein blosses Wort ist, muss deshalb für die Aufrechterhaltung dieser Kontrolleinrichtungen eintreten, so sehr sie im einzelnen Fall schwerfällig und bürokratisch funktionieren mögen.

Der unmoralische Verdienst

Die Jahresberichte unserer Finanz- und Industrieunternehmungen, die in den letzten Monaten erschienen sind, bieten keine erfreuliche Lektüre. Nicht nur, dass ein grosser Teil der Gesellschaften keine Dividende ausschütten kann, es zeigt sich, dass viele Unternehmungen ihr Aktienkapital ganz oder teilweise verloren haben. Immer mehr muss der Staat helfend eingreifen.

Es gibt einige erfreuliche Ausnahmen. Einige Unternehmungen der Nahrungs-

mittelbranche, der chemischen Industrie, sowie die Versicherungen arbeiten immer noch sehr befriedigend. Freut man sich darüber? Gratuliert man den betreffenden Geschäftsleitern zu dem wirtschaftlichen Kunststück, das sie fertiggebracht haben? Keineswegs. Man macht ihnen deswegen Vorwürfe. Wir erlebten deshalb das merkwürdige Schauspiel, dass kürzlich verschiedene Leiter solcher Gesellschaften wegen des Reingewinns sich an der Generalversammlung sogar entschuldigen mussten. Sie erklärten, sie hätten das Geld zum grössten Teil im Ausland verdient. Eine merkwürdige Argumentation. Wenn es wirklich unmoralisch wäre, einen Reingewinn herauszuwirtschaften, so würde das Delikt doch nicht dadurch entschuldbar, dass es im Ausland geschieht!

Aber wie kommt man eigentlich dazu, diese Unternehmer auf die Anklagebank zu setzen? Solange unser ganzes Wirtschaftssystem auf dem Privateigentum aufgebaut ist, kann man doch niemandem einen Vorwurf daraus machen, dass er in einer anständigen Branche auf anständige Art Geld verdient. Soll der Unternehmer denn darauf ausgehen, ein De-

fizit herauszuwirtschaften? Sind wir wirklich schon so weit, dass ein Unternehmer erst dann als Ehrenmann angesehen wird, wenn er aus der Tasche der Steuerzahler staatliche Hilfe beansprucht?

Die Demagogie, welche in dieser Beziehung in vielen Zeitungen getrieben wird, ist kaum zu überbieten. Geht ein Geschäft gut, so erscheint der Bericht über den Jahresabschluss unter der aufreizenden Spitzmarke: «*Die keine Krise kennen*». Ist aber der Abschluss schlecht, so wird die Mitteilung unter der vorwurfsvollen Überschrift «*Kapitalistische Misswirtschaft*» gedruckt.

Überhaupt herrscht heute gegenüber dem Besitz ganz allgemein eine unklare Einstellung. Es hat eine Zeit gegeben und sie liegt nicht einmal so weit zurück, da wurden unsere prosperierenden Geschäftsleute als Nationalhelden vergöttert. Die Industriekapitäne wurden neben Winkelried und Pestalozzi in einem Atemzug genannt. Bilder dieser Halbgötter hingen über dem Bett jedes ehrgeizigen Lehrlings.

In den letzten zehn Jahren ist dieser Glorienschein des wirtschaftlichen Erfolges ziemlich fleckig geworden. Die Ereignisse seit dem Krieg haben gar zu deutlich gezeigt, dass es nicht immer die Brävsten, sondern häufig die Skrupellosesten sind, welche die grossen Vermögen erwerben und dass daher nicht nur die Tüchtigkeit, sondern das Glück eine beträchtliche Rolle dabei spielt. Der Satz, dass jeder seines Glückes Schmied sei, scheint heute vielen mit Recht fraglich. Zu viele ehrliche Leute wurden durch Krieg und Inflation um ihre Ersparnisse gebracht, als dass man immer noch behaupten dürfte, ein tugendhaftes Leben finde auch auf der Welt seine entsprechende finanzielle Belohnung.

Aber ist man heute nicht in den gegenwärtigen Fehler gefallen? Reichtum ist zwar kein Beweis, dass sein Träger moralisch besonders hochwertig sei, aber auch kein Beweis des Gegenteils. Reichtum ist so wenig eine Sünde wie Armut.

Dass heute die reichen Leute fast einen Dritteln ihres Einkommens für Steuern abgeben müssen, ist vielleicht notwendig, denn der Staat braucht Geld. Es ist schliesslich besser, man nimmt es vom Stärksten als vom Schwächsten. Aber dass man den Leuten, die man dermassen schröpft, gleichzeitig noch Vorwürfe macht und sie beschimpft, das ist des Guten doch etwas zuviel. Dr. G. Fb.

Der Weg zum Erfolg

Man hört immer wieder, es sei Anfängern heute fast unmöglich, in der Politik ohne Protektion vorwärtszukommen. Überall bildeten die Bonzen eine feste Mauer und liessen niemand eindringen. Dem ist aber durchaus nicht so. Es gibt verschiedene Methoden, die in politischen und andern Vereinen unbedingt zum Erfolg führen.

Ich rate Ihnen, folgendermassen vorzugehen:

1. Spielen Sie in den Vereinen oder Verbänden, in denen Sie hochkommen wollen, Opposition. Greifen Sie ganz unmotiviert den Vorstand an. Verlangen Sie bei Abnahme der Jahresrechnung detaillierte Auskunft über den Posten «diverse Ausgaben». Fragen Sie, wieso die Drucksachenspesen so hoch seien.

Wenn Sie das zweimal bis dreimal gemacht haben, bekommt man Angst vor Ihnen und Sie werden, um Sie mundtot zu machen, bei der nächsten Gelegenheit als Vorstandsmitglied vorgeschlagen.

2. Dieses Vorgehen erfordert gar keine Geistesgaben, aber eine gewisse Uner schrockenheit. Einfacher ist folgende Methode:

Besuchen Sie die Generalversammlung des Vereins, der Ihnen als Sprungbrett dienen soll. Wegen der Langweiligkeit der Traktanden sind ausser dem Vorstand nur wenige Personen anwesend. Wenn dann die Wahlen kommen und der Vorsitzende sagt: «Meine Herren! Wir schreiten nun zu den Wahlen, ich gewährtige Vorschläge», dann stehen Sie auf und sagen: «Herr Präsident, meine

Herren! Ich beantrage, dass der Vorstand in *globo* wiedergewählt wird. »

Der Vorsitzende wird dann antworten: « Meine Herren, Sie haben den Antrag des Herrn – äh – wie ist Ihr Name, bitte – Herrn Roth gehört. Stellt jemand einen Gegenantrag? – Es scheint nicht der Fall zu sein. Der Antrag ist somit genehmigt. Wünschen Sie offene oder geheime Abstimmung? »

Nun stehen Sie sofort wieder auf und sagen mit deutlicher Stimme: « Ich stelle den Antrag auf offene Abstimmung. »

Der Vorsitzende wird auch diesen Antrag für genehmigt erklären können und eine Minute nachher konstatieren können, dass der Vorstand einstimmig wieder gewählt ist.

Nach Beendigung des Wahlaktes stehen Sie wieder auf und sagen: « Verehrte Anwesende, ich glaube im Namen aller zu sprechen, wenn ich dem Vorstand für seine aufopfernde und zielbewusste Tätigkeit den herzlichsten Dank der Gesellschaft ausspreche. »

Wenn Sie an zwei Generalversammlungen so vorgegangen sind, können Sie sicher sein, dass man am Vorstandstisch auf Sie aufmerksam wird. Man sagt sich dort, der Mann ist aus dem rechten Holz geschnitzt. Bei der nächsten Gelegenheit werden Sie zum Suppleanten des zweiten Rechnungsrevisors vorgeschlagen und rücken dann automatisch in den Vorstand auf.

3. Ebenso sicher führt folgende Methode zum Ziel. Auch sie erfordert keine Geistesgaben irgendwelcher Art. Es ist die Methode des Ordnungsantrages.

In allen Vereinen kommt es vor, dass sich die ohnehin langatmige Diskussion einmal besonders in die Länge zieht. Diesen psychologischen Moment benützen Sie. Sie verlangen das Wort zu einem Ordnungsantrag und sagen dann: « Herr Präsident, meine Herren! Ich stelle den Antrag auf Schluss der Diskussion. »

Jedermann blickt erfreut auf den Retter.

In jedem Verein werden gelegentlich Beschlüsse gefasst, die formell gegen die Statuten verstossen. Zum Beispiel steht in

den Statuten, dass Einladungen für die Generalversammlung mindestens vier Wochen vorher in den Händen der Mitglieder sein müssen, und es wird nun beschlossen, schon in $3\frac{1}{2}$ Wochen die nächste Generalversammlung einzuberufen.

Erheben Sie gegen diesen Antrag Protest! Lernen Sie die Statuten auswendig und nehmen Sie sie immer mit! Wenn dann solche kleinen Verstöße vorkommen, dann erheben Sie sich und machen die Generalversammlung darauf aufmerksam!

Durch solche Ordnungsanträge weisen Sie sich als klarer Kopf aus, der unbedingt in den Vorstand gehört.

Das sind drei bewährte Mittel, um vorwärtszukommen. Viele Politiker verdanken ihren Aufstieg in höchste Stellungen ausschliesslich der Anwendung einer dieser drei Methoden.



L. Bellmont

Bleistiftskizze